

Ds Meitschi

Autor(en): **Hutmacher, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 29

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646200>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Albert Anker

der Maler heimatlicher Schönheit und Freude

zum 30. Todestag am 15. Juli

Nicht wegen seiner Gegenständlichkeit, nicht weil er mit besonderer Vorliebe die Menschen des Bernbiets gemalt hat, ist der Berner Albert Anker ein Prediger der Freude, sondern weil sein ganzes Lebenswerk in froher Lebensbejahung wurzelte, in einer seligen, dankbaren Naturliebe, aus der ihm immer neuer Stoff und neue Schaffenslust mit jedem Blick zuwuchs.

Wer kennt nicht seine kongenialen Illustrationen zu GottshelFs Werken, wem sind nicht schon Bilder von bernischen Bauern und Mädchen aus seiner Hand begegnet, wer hat nicht mit Entzücken die Gemälde „Krippe“, den „Gemeindeschreiber“, die „Kappeler-Milchsuppe“ oder die wiederum aktuell gewordenen Zeitgemälde vom Uebertritt der Bourbakiamtee gesehen und bewundert? Wohl nur wenige schweizerische Maler außer Böcklin und Hodler sind so oft reproduziert worden wie Albert Anker, von dem manch schönes Blatt in den guten Stuben im ganzen Schweizerland von der Wand leuchtet.

Und wie seit dem Tode Gottfried Kellers, dessen Werk uns nicht ferner, sondern herzlich näher gerückt ist, so geht es auch mit den Bildern Albert Ankers. Dreißig Jahre sind dahingeflossen, seitdem der Anker Meister für immer seine Maleraugen schloß, aber in diesen drei Jahrzehnten hat sich die Zahl der Freunde und Liebhaber seiner Kunst vervielfacht.

Am 1. April 1831 kam er als zweites Kind eines Tierarztes in Ins, dem bernischen Seeland, zur Welt, dem er auch zeitlebens seine treue Anhänglichkeit bewahrt hat. Nach Absolvierung des Berner Gymnasiums, in welchem er schon frühzeitig sein zeichnerisches Talent offenbarte, wurde er von seinem Vater ausersehen das Amt eines Predigers auszufüllen und deswegen auch an die Universität Halle gesandt. Aber die Gottesgelehrtheit gefiel Anker nicht so sehr wie Gottes Natur und bald setzte er es bei seinen Eltern durch, doch Maler werden zu dürfen. So vertauschte Anker den Hörsaal mit dem Atelier in Paris, wo er bei dem damals berühmten Charles Gleyre in die Lehre trat. Gleyre setzte die Schule des großen franz. Malers Jean August Dominique Ingres fort, zum guten Glück tappte der junge Maler nicht blind in die Spuren seines Meisters und geriet nicht in jenen nervösen Ektrozismus hinein, zu welchem der feine Kenner Rafaels seine Jünger erzog. Immerhin hat Anker zuerst sehr gleyrisch gemalt,

sich aber bald davon befreit und seinen Meister zeitlebens hoch geehrt.

1859 gelang es dem jungen Künstler erstmals im Salon öffentlich auszustellen und bis zum Jahre 1890 ist er dann dort immer mit Gemälden vertreten. Den Sommer verbrachte er stets im heimatlichen Ins, um während der Wintermonate während einiger Zeit das Leben in Paris zu genießen. Sein erstes größeres Bild „Nachmittagsgebet“, auf welchem ein Mädchen seinen zwei kleinen Geschwistern und dem Großvater aus der Bibel vorliest, erregte sogleich Aufsehen und die Kunstkreise begannen sich für den Maler lebhaft zu interessieren. Dann folgten die zahlreichen anekdotischen Gemälde, die mit poetischer Kraft Gruppen und Menschen aus der Heimat bei der Arbeit, beim Feiern und in der Kirche zeigten. Schon 1867 erntete er mit dem Gemälde „die kleinen Blaustrümpfe“ die goldene Medaille und bald darauf weist man auf einer Ausstellung dem Bilde „Kappeler-Milchsuppe“ einen Ehrenplatz zu. Weite Verbreitung als Reproduktion fand sein „Pestalozzi und die Waisen von Stans“, das zahlreichen Schulstuben zum Schmucke gereicht. An der Pariser Weltausstellung von 1878 wird er zum Juror ernannt und die Franzosen ehren ihn mit dem Orden der Ehrenlegion. Noch zwanzig Jahre emsigen Schaffens von 1890—1910 waren ihm in seinem Heimatdorf Ins vergönnt, wo er sich in einem alten Bauernhause ein lichtes Atelier installiert hatte und u. a. die trefflichen Illustrationen zu GottshelFs gesammelten Werken zeichnete, die ihm den Titel „eines GottshelF des Stiftes“ eintrugen, so lebenswahr und lebendig sind diese Zeichnungen geraten. So hat Anker viel zum GottshelFverständnis beigetragen und ist damit für bodenständiges Schweizertum eingetreten. Ein Pfeifchen rauchend, selbst eine GottshelFfigur, saß er oft vor seinem Hause auf dem Bänkehen neben der Scheiterbeige, las dabei aus Schriften des Lüzelflüher Pfarrers und blickte ab und zu auf in den schönen Abend hinein. Im heißen Sommer 1910, zu der Zeit, als das Korn den letzten Saft in die Ähren trieb und der Duft des Heus über die Felder zog, sank dieser Freund der Landschaft, ein Opfer des Senfemannes, ins Grab, damit erlosch die Schaffenskraft, aber geblieben ist uns ein schönes und tiefes Bekenntnis der Heimatliebe, denn solche strahlen die Zeichnungen und Gemälde Ankers aus.

Paul Frima.

Ds Meitschi

Von Hermann Gutmacher

Die hütegi Juget weiß gar nümme was das eigentlich ischt, es „Meitschi“. Mi het hürmehi so allergattig Usdrück, aber mir chas doch fene so guet wie da wo albe die Alte no bruucht hei. Stubemeitschi hei sie ne gseit. Särwiertochter namset me se hüt. Aber warum höi mir das nid grad so gut dütsch säge? Chällnere ghöre sie nid gärn, u sie hei rächt. Sie hei ja hüttigs Taags o nümme vil mit em Chäller z'tüe. Fräulein ischt o so ne Usdruck wo nüt drhinger steckt, als es chalts Wort. Drum düecht mi geng no, „Meitschi“, das isg so ds heimeligste u ds beschte.

Abe, das Meitschi won ig von ihm möcht brichte het Marie gheiß. Es ischt im Huus näbe mir gwohnt, all Tag i d'Chronen un am Abe ume hei. I ha nid numen ihns vil gseh,

o dr Vater u d'Muetter han ig guet g'chennt. Chäller Hans, äbe sy Vater, wär eigentlich vo Bruef Schreiner gsi. Aber wie n-es so geit i dene schlächte Zyte. Meh als ds halb Jahr het er ke Arbeit gha. D'Muetter het hin u wider es Taglöhdnli verdienet mit em Puße. Aber, wie hätt das sölle möge glänge, we no vier Ching deheime gsi sy wo i d'Schuel müesse hei?

Ds Marie hätt lieber öppis angersich gmacht, das han ig scho gwüßt. Es hätt wölle Nägere lehre. Aber won es vom Herre gsi ischt, hets nid drzue möge glänge. Es müeß so gly wie mügli hälfte verdienet, hets gheiß, daß me si mög uber Wasser bhalte. Zericht isch es i dr Chronen gsi als Chuchmeitschi u nachher du, won es ds Alter gha het, i dr Gachstube als Stubemeitschi.

(Fortsetzung auf Seite 731)

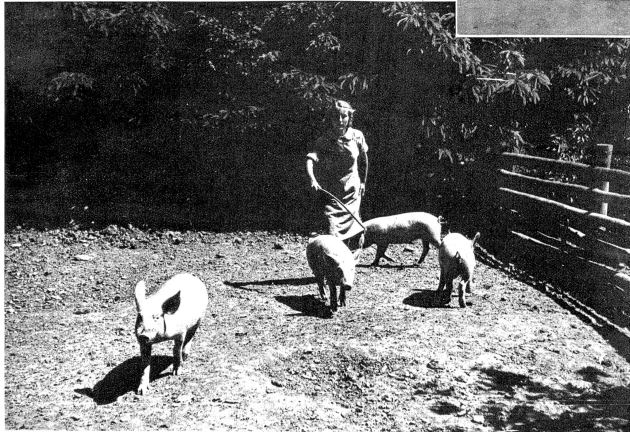
TRUDI...



... DIE HELFERIN AUS DER STADT



Munter und froh geht es mit der Schulkollegin Greti und der Tochter des Bauern ins Feld zum Heuen.



Links oben: Ist die Feldarbeit beschwerlich, so findet man in einem so grossen Bauerngut immer noch allerlei Hausarbeiten zu verrichten. Wenn die Grossmutter des Hauses einen riesigen Korb voll Kanarienvogelherbschleppern herbeischleppt, dann weiss Trudi was es zu tun gibt. Rechts oben: Einer der schönsten Augenblicke auf dem Feld sind natürlich die Zäunipausen im Kreise der ganzen Helferschaft.

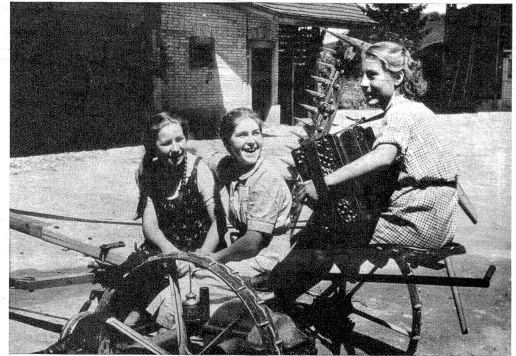
Felde. Ich esse doppelt so viel als zu Hause. Den ganzen Nachmittag sind wir draussen beim Heuen. Dabei helfen uns manchmal blöckige Schulfinder. Vor dem Heuen müssen die Blumen begossen, Kartoffeln gefässelt und viele andere kleine Arbeiten im Haushalt verrichtet werden. Zumellen müssen wir auch die Hühner füttern oder beim Eintreiben der Schweine helfen. Etwas Herbes ist unser allabendliches Bad im Bassin des Gartens. Das ist uns wunderbar nach dem Staub und Schwitz des Tages. Wie ihr seht, geht es uns hier wirklich gut und Ihr braucht Euch nicht zu ängstigen, denn wir sind sehr gut aufgehoben. Durch diesen Aufenthalt wird Stadt und Land einander nähergebracht, und ich habe ich einen interessanten Einblick ins Bauernleben erhalten. Herzliche Grüsse und Küsse sendet Euch Euer Trudi.

Sogar beim Eintreiben der Schweine stellt Trudi ihren Mann — eine Arbeit die gar nicht immer so einfach ist, denn die Schweine sind oft gar launische Tiere.

Eigentlich müsste jetzt die fünfzehnjährige Trudi auf der Schulbank des Berner Seminars sitzen, doch die Zeit weis momentan ihre Kräfte nicht für ausserordentliche. Wie viele andere Schulfinder aus der Stadt, so ist auch Trudi B. aus Bern dem Ruf der Bauern gefolgt und bietet hier eine brauchbare Stütze auf einem grossen Gut an. Lieber ihre ungewohnte Arbeit auf dem Lande, als sie in einem Brief an ihre Eltern, den wir hier mit Freuden Mitteilungen veröffentlichen wollen. Meine lieben Eltern! Endlich finde ich Zeit, Euch einige Zeilen zu schreiben. Ich werde sicher neugierig sein, wie es mir im Hilfsdienst bei Bern

Land geht. Meine Schulfameradin Greti und ich arbeiten den ganzen Tag, und am Abend sind wir froh, beisammen ins Bett schlüpfen zu können. Nun will ich Euch erzählen, was wir alles auf dem Bauerngut zu tun haben. Um 5 1/2 Uhr ist Tagewacht. Nachdem wir unser Zimmer in Ordnung gebracht haben, müssen wir die Knechtzimmer betreten. Trotz des stillfließenden, das die schmutzigen Holzschuhe und Heberfelder ausströmen, mache ich das gerne. Bald ruft das Hörnli zum Morgenessen. Das ist nämlich lustig! Greti und ich reissen uns darum, das Hörnli zu blasen.

Ob, wie uns die herrliche Bernerrösti und das würzige, selbstgebackene Bauernbrot mundet! Nach dem Abwaschen geht es mit den Gabeln aufs Feld. Nun wird das gemähte Gras gemorbet. Diese Heuarbeit gefällt mir sehr. Das ist etwas anderes, als auf der Schulbank zu sitzen und an einer Probe zu schwitzen. Gewiss, zuerst schmerzen die Arme und die Blasen an den Händen. Die Sonne meinte es auch sehr gut mit uns, und Greti und ich haben sogar den "Blücker". Doch das ist jetzt vorbei, und wir beide haben Freude an unserer Arbeit und empfinden dabei eine schöne Befriedigung. Eines vom schönsten ist das Snüni und Züeri auf dem



Im Bunde mit den Kolleginnen wird allabendlich noch gemütlich musiziert und gesungen.



Im Kreise der Familie, der Knechte und Mägde lernt Trudi die währschafte Bauernkost kennen, die ihr ganz vorzüglich munde. Dafür spricht schon ihr annehmlicher Appetit, den sie nach der strengen Arbeit entwickelt.



Auch Blumen sind da, die allabendlich gepflegt sein wollen.

Riesig waren die Ueberraschung und die Freude, als Trudi im Garten ein kleines Wasserbassin fand, wo es sich herrlich plantschen lässt. Nach getaner Arbeit an der heissen Sonne stürzt sie sich in die Badehosen, um sich den Wohltaten des erfrischenden Nass zu ergeben.



I bi em Marie mängisch begänet, wen es mit syr schwarze Täsche, wo ds wyße Schürzli drinne gsi ischt, dr Chronone zue ischt. Jedes Mal het es mi düecht, es lueg so maßleidig dry. Das het mir nid gfalle. Es ischt albe frücher es so nes ufligs u luschtings Meitschi gsi u drum bin ig o hin u wider i d'Chronone gab luege, was eigetlich dert gang un öb öppis nid i dr Drnig hgg.

Merkwürdig. Dert hätt me ds Marie fascht nimmnen ume g'hennt. Jedem het's ungerere gluegt, allne gflattiert u gliebhuußelet. Das het mir nid gfalle. I ha doch süchtert ds Marie für nes rächts Meitschi agluegt. Ischt das jehen e settige Houderidou worden un ischt jedem Bueb nachgfahre, wen es nume ghöfelet het? Das hätt ig de doch nid hinger ihm erwartet gha. U doch isch es mit Müller Frixe, we's mr rächt gsi ischt, so guet wie versproche gfi. Notti het es mit jedem abänglet un ihm ungerere gluegt.

Die Sach het mr gäh z'däichen un i ha mr vorgno ds Marie nid us den Duge z'lah. Ei Ahe, i bi ömel o i dr Chronone ghocket, ischt Samishanfesgödel yche cho. Mit Schyn ischt Gödel guet im Chutt gsi u het scho me als eis Glas Wyße gseh gha. Er het ömel nume so um en angere gschlage mit „Gstrüppessen“ u „magere Cheibe“. Das ischt geng es Zeiche gfi, daß ihm dr Wyß unger em Tschüppebläs chly nes Gnuß het agericht gha, bis si de dr Esel sälber im Gstrüpp verlyret gha het. Ds Marie ischt Gödele gab frage was er wöll ha.

„He, öppen e chly Wyße,“ het dä befohle.

„Es Zweierli?“ fragt ds Marie.

„He mira. Oder hecht o Durcht, du Gstrüppesel?“

„Warum nid, we den e guete Luun hecht.“

„So bring e Halben u zwöi Glas, du magere Cheib.“

Ds Marie het die Sach uf e Tisch gstellt, vgschächt u mit Gödele Gfundheit gmacht. Mi hätt's em Meitschi nid agseh, daß es Durcht heig. Es het chumm d'Muuläschpe gneht mit sym Wy. Nachhär het es ds Glas gno un ischt mit hinger e Schächtisch. Gödel ischt mit Schyn scho z'fäpfelet gfi für z'gwahre, daß ds Marie sjs Glas mit ihm nimmt. Erscht won er ume het wöllnen vshächte het er gseh, daß es fählt.

„Wo hechte dys Glas?“ het er ds Meitschi gfragt.

„Hie,“ macht das u chunnt mit em lääre Stifeli vüre.

„Lue, i mueß drum d'Gleser usryhen u da überchumen ig e chly Durcht.“

Was het das fölle sy? Mir isch es schier trümmelig worde. Het die Chronone ds Marie zu mene settige Süffel gmacht gha? Isch es drum e so zuetunlichs gfi, wil es dr Wy so guet het chönne byße? U vori, won es mit Gödele Gfundheit gmacht het, isch es doch gfi z'luege, wie wen es dr Wy gar nid möcht erlyden u nume zum Aergüße chly tät am Glas süggel. Also het es i Hingerhuet ghestet, daß es niemer het fölle gwahren un jeh ischt ihm dr Schuz hingeruse, wil es no einisch mit Gödele het müeße cho astoße. Es wär nache gfi für mi, daß ig gäge Bettchuse wär; aber dr Gwunger het mi gstoche. I ha welle luege, wie das mit em Marie no ne Ustrag nähm un ob es nid öppe rung Absäg überchöm, wen es däwäg helte. Drum han ig no nes Bächerli bstellt. Wo ds Marie hinger e Schwächtisch ischt, het es ds Wnglas ume mit ihm gno. Das Mal han ihm kes Dug verzoge. I ha doch wölle luege wi e-n-es dr Wy so zügig chönnt aheschüttele. Gödel het si jehen asen e chly ergäh gha un ischt schier etnükt. Aber ungerere ischt er ume wachber worde, het dr Hübel glüpf u grüeft:

„So, Gfundheit Marie. Wo hecht dys Glas, du Gstrüppesel?“

Ds Marie het gschwing öppis i ds Schwächtbedi gläart un ischt mit em halbvolle Glas ume vüre cho. Aha, jeh het es mr afah tage. Drglyche ta han ig nüt, aber dr Gwunger ischt nume gmeschtet gfi. Sobal daß ig d'Tristig heig, ha mr gseit, wöll ig de wüße, warum daß ds Marie sy Wy usghei.

Es ischt nümme vil Läbe gfi i dr Gaschtstube. Am hingerfchte Tisch het dr Chronewirt mit dreinen e Chrüker g'chnodet u süchtert ischt niemer meh da gfi als Gödel un ig. Gödel het angands ume dr Hübel uf ds Tischblatt gleit un het dr Bling gno. Jeh syg dr Zyne glüschting, ha mr gseit, un em Meitschi grüeft, i wöll zahle.

„Was ischt mit em Wy, daß du nen usgheischt?“ han is gfragt, won es mr ds Wsegäld vüre zellt het.

Ds Marie ischt rot aglüffe.

„Hescht du das möge gseh?“ het es mi verwungeret gfragt.

„Oh, mi het o Dugen im Chopf u gwahret mängs wo me villicht nit fött,“ machen ig.

Jeh het ds Marie für ne Mömant näb mr abgestellt.

„Ja lueg,“ macht es, „i cha doch nid Wy treiche. Er düecht mi einfacht nid guet u notti mueß i mache, wie wen ne gärn hätt, süchtert fluecht dr Chronewirt. Mi müeß verchause wen me chönnt, seit er albe. Settegi Meitschi chönnt är nid bruuche, wo dr Wy nid mögen erlyde. Es ischt mr scho mängisch erleidet wie chalts Chrut bi däm Särwiere. Jede meint, er chönnt ds Muu a eim abpuzen u mi müeß alls anäh. Das hecht ja sälber ghört, wie mi Gödel tituliert. Mi darf si nid wehre, süchtert chönnt me d'Gaschtig vertryben u de hätt mes verderbt mit em Chronewirt. We men eim scho lieber möcht i ds Gficht spöje, so mueß me drzue no fründlich sy. Gfeligermys sy ja nid all e so. Es git o aständig Gficht, wo gseh, daß üsereinein o ne Mönstsch ischt. Aber äbe, vil sy vo der Währig wie Gödel. We nume . . . Aber äbe, Vater ischt usgstüüret u Frik het no geng e ke Stell. Was fött i de mache?“

Mängisch verdienen ig ja rächt schön, aber de git es ume Tage, wo eim dr Berleider ahäicht. Gschter han ig föifenachzg Rappe Treichgäld gmacht, u nachher ischt mr no eine mit vierne Große düerebrönnt. Da chascht dr Profit usrächne. Aber we sücht niemer cha verdienen als ig, da mueß i doch luege, daß ig es paar Rappe cha heibringe, daß mr z'ässe hei. Lieber da düere machen als d'Gmein agah.“

Ds Marie het füechti Duge gha, won es umen ufstangen ischt, un i has chönne begryße. Es louft mängi mit polierte Fingernegel, gfarbte Lippen u zwäggrastierten Dugsbrauen umen angere, si gab em Marie nid d'Füetteri, ha mr müeße säge. U doch ischt das numen es angfährts Stubemeitschi, wo nid Gäld het für Hoffert z'mache.

Bierzäche Tag druuf, won ig gäge heizue bi, ischt mr ds Marie uf dr Straß begänet. Es het es Chörbli am Arm gha, u mi het's sym sunnige Gringli vo wytem agseh, daß öppis bsungerigs los icht.

„Was hecht luschtings?“ han is gfragt u mi bin ihm gstellt.

„Machschte Blauen oder hecht hüt frei?“

„Glück han ig gha!“ macht es u lachet über ds ganze Gficht. „Däich, Vater cha syt em Mändig ume gab schaffen u Frik het ändlichen e Stell. Er cha nächschi Wochen als Mechaniker yträte. Jeh föll öpper angerich gab Wy usschütten i dr Chronone. U d'Schlämperligen abtue cha o eini wo's besser ma erlyden als ig.“